

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 19 (1929)
Heft: 4

Artikel: Bezwungene Riesen
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-634440>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 06.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Ton schrillte. Willy Most fühlte sich wie überfallen in seiner komfortablen Wohnung, haherfüllt startete er das Telephon an, es kam ihm vor wie ein böses, heimtückisches Tier. Hastig nahm er den Hörer ab und stieß ein giftig-kurzes „Ja!“ in den Trichter. Eine liebliche Stimme sagte: „Aufstehen, mein Herr, es ist vier Uhr!“ Grimmige Wut überkam Herrn Most und er schrie: „Was ist das für ein Blödsinn?! Hier ist Most, Willy Most!“ Er wollte eine kräftige Fluchserie folgen lassen, aber am andern Ende hatte man schon Schluss gemacht. Willy Most hieb den Hörer in die Gabel, ballte die Fäuste und blieb eine Weile im frostigen Vestibül stehen. Endlich wurde er inne, daß er im Nachthemd da stand, was sich nicht eben klassisch ausnahm, und er trollte sich wieder in sein Schlafgemach.

Als er, zweiter Chef in Firma Excelsior A.-G., morgens gegen neun Uhr ziemlich müde auf dem Bureau erschien, fand er auf seinem Pult eine gedruckte Mitteilung der Telephonverwaltung: „Annehmlichkeiten im Telephonbetrieb“. Hol der Teufel diesen ganzen Betrieb! Annehmlichkeiten? Proßt! Da hört denn schon Diveses auf, dachte er, unangenehm an die frühmorgensliche Ruhestörung erinnert. Dennoch nahm er die Mitteilung zur Hand. Sie besagte u. a., daß sich jeder Telephon-Teilnehmer gegen Entrichtung einer bescheidenen Entschädigung im Laufe der Nacht oder am frühen Morgen zu bestimmter Zeit wecken lassen könne. Zu diesem Zwecke habe man beim Schlafengehen die Aufsicht oder bei vorgerückter Stunde die Nachtdiensttelefonistin zu ersuchen, man möge einen beispielsweise um vier Uhr aufläuten.

In Most's Innerem wurde es licht und lichter. Jetzt war der Fall von heute morgen aufgeklärt: Jemand hatte von dieser tatsächlich sehr angenehmen telephonischen Dienstleistung Gebrauch gemacht, leider aber hatte die Klingelfee nicht diesen Jemand, sondern ihn Morpheus Armen entrißen. Und alsobald hatte Willy Most seine schlechte Laune verloren, so lebhaft interessierte ihn nun diese von ihm bisher kaum beachtete Neuerung. Erlöst von der Lüge des Objekts! Was nützt es, eine Weckuhr zu haben, wenn man sie aufzuziehen vergißt? In angeregter, froher Stimmung kehrte Willy Most mittags nach Hause, ergriff den Weder und schmiß ihn in ein dunkles Kämmchen, wo Putzgeräte und dergleichen hausten. „Fahre hin, du unzuverlässiges Vieh!“ rief er ihm höhnisch nach. Dann ließ er sich das bis dahin als überflüssig betrachtete Tischtelefon doch noch einrichten, und zwar mit einer genügend langen Schnur, damit er es auch auf das Nachtkästchen stellen konnte. Fast vermochte er den Morgen nicht erwarten, wo ihm ein liebliches Stimmchen kund tun würde, daß es für Herrn Willy Most Zeit sei, sich zu erheben.

Aber als ihm der Apparat morgens etwas vor acht Uhr in die Ohren schrillte, nahm er diesen Weckruf nun doch ziemlich gereizt wahr. Er legte sich auf die andere Seite und schlief wieder ein. Nach zehn Minuten klingelte es wieder und das liebliche Stimmchen sagte: „Entschuldigen Sie, Herr Most, aber Sie haben vorhin so schlaftrunken geantwortet — also bitte, es ist acht Uhr.“ Möstchen war erstaunt. Dann meinte er kurz: „Danke, immerhin bin ich Chef.“ Am andern Ende ein reizendes, froherstautes „Ah!“ und fertig war das Gespräch.

Willy Most, zweiter Chef in Firma Excelsior A.-G., blieb also noch im warmen Nest. Das holde, kristallhelle Stimmchen tönte ihm noch in den Ohren — und dann, dieser Dienstfeier, diese Aufmerksamkeit! Sicher glaubte die liebe Kleine, er sei beispielsweise ein Buchhalter oder ein Kassier, der die Bureauzeit streng einzuhalten habe. Aber das ist ja rührend, sagte er sich. Er lag lächelnd im Bett und sah vor sich ein hübsches, etwas schelmisches Gesichtchen mit netzlichen blonden Locken über den Ohren. Allerlei zärtliche Gedanken kamen ihm, und er dachte auch, daß er jetzt eigentlich lange genug Junggefelle geblieben sei.

Am nächsten Morgen zwitscherte das holde, kristallhelle Stimmchen: „Guten Morgen! Wünsche wohl geruht zu haben!“ Und hell klingelte ein kurzes Lachen. Es war Willy Most, als müsse er darauf unbedingt etwas Liebes erwidern, nur wußte er eben nicht was. Indessen war noch etwas anderes zu sagen. Herr Most war nämlich sehr vergeblich, so vergeblich, daß er nur dann ins Notizbuch blickte, wenn er das, was er nicht vergessen wollte, notierte. Ueber die Bewandnis eines Knoten im Taschentuch hatte er sich auch schon etliche Male fast den Kopf zerbrochen. Er erweiterte nun sein Weckdienst-Abonnement dahin, daß man ihn an wichtige Geschäfte, die er kurz angab, beim Wecken zu erinnern habe. Und so las denn die sympathische Kleine am nächsten Morgen die Liste der wichtigsten Geschäfte ab: Mit Herrn Heribert Müller den besprochenen Handel abschließen. Erlundigungen einziehen über die finanziellen Verhältnisse des Herrn Adolf Güsel. Besprechung mit Herrn R. Besprechung mit Boblo A.-G. Das Taschentuch und die Brieftasche nicht vergessen. Lichtabbreihen. Zum Zahnarzt gehen. Dieses letztere Geschäft figurierte während einer Woche jeden Morgen auf der Liste. Schließlich vernahm er eines Morgens das liebe Stimmchen mit besonderer Betonung also: „Nun endlich einmal zum Zahnarzt gehen.“ — „Fraulein, Sie werden fed“, verwies er sanft. Und fast schmolend kam es zurück: „Nun, wenn man so hübsche Zähne hat!“ Dann wurde abgehängt.

Nun war die Most'sche Gemütsruhe doch etwas gefährdet. Wer mochte denn dieses Geschöpf am andern Ende sein? Sie kannte ihn also. Bewunderte seine Zähne. Schien sich für ihn... Er sprang elegant aus dem Bett, machte sich rasch fertig, frühstückte hastiger als sonst und eilte ins Geschäft. —

Beim nächsten Verlesen der Traktandenliste hieß es plötzlich in wichtigen Geschäftssachen: „Den Kakaoflecken auf der linken Brustseite des marineblauen Cheviotkleides wegputzen.“ Und am Schluß: „Heute Abend das Künstlerkonzert auf der Lindenpromenade besuchen und auf ein junges blondes Fräulein mit dreieckiger Silberagraffe am schwarzen Hütchen achten.“

Herr Willy Most war sozusagen starr — aber er begriff. Er begriff sehr gut. Er begriff auch, daß ein Junggefelle Most niemals Kakaoflecken auf marineblauem Cheviotstoff ausmachen könne und daß ein Mädchen, das im Vorübergehen — wie anders konnte es sein — Cheviotstoff und gar noch einen kleinen Kakaoflecken drauf erkennen konnte, von hausfraulichen Angelegenheiten jedenfalls etwas verstehe. Es war ihm auch klar, daß er unzweifelhaft gehörig verliebt sei und daß er auf das Künstlerkonzert auf der Lindenpromenade zu gehen und — wie abgemacht — auf ein junges, blondes Fräulein mit dreieckiger Silberagraffe am schwarzen Hütchen zu achten habe.

Und die Sache machte sich sozusagen programmäßig, auch die netzlichen Locken über den Ohren fehlten nicht. Und die Nachfolgerin des Telephonauskunftsdienst-Mädchleins mit diesen Locken und dem kristallhellen Stimmchen gab bald einmal während eines Monats den kurzen Bescheid, daß Herr Willy Most verreist — übrigens, wie verlautete, auf die Hochzeitsreise sei.

Bezwungene Riesen.

In unserer Kinderzeit hörten wir gerne das anmutige Geschichtlein vom Hirtenbübchen David, wie es mit ein paar wohlgezielten Schleudersteinen den boshaften Riesen Goliath erschlug. Es liegt ein tiefer Sinn in dieser kleinen Erzählung und auf viele ernste und heitere Verhältnisse des Lebens findet das Geschichtlein seine Anwendung... Doch heute wollen wir uns nicht in abstrakten, philosophischen Gedanken ergehen — heute möchte ich das Geschichtlein anwenden auf die Goliaths unserer Hochalpen und auf das kleine

Sirtenbüblein — Mensch, wie es den Bergriesen mit den Waffen des Geistes entgegentritt und ihre Bezwingung ertrotzt.

Ausgerüstet mit Stativ, Meßtisch, Tachymeter, Phototheodolith, Stereokomparator und wie die Instrumente alle heißen, beginnen Geometer und Ingenieure siegesicher ihr Werk, dringen ins Innere der Gebirge und erforschen Herz und Nieren der Kolosse. Als erster setzt der Geometer seinen Fuß auf die jungfräuliche Erde und gibt in Plänen und Skizzen die geheimsten Geheimnisse der Riesen preis. Jedes Weglein und Steglein, jeder Felsblock, jeder tiefblaue Bergsee, jede Schlucht und jeder Pfad, jedes Wiesenflecklein und jedes Plateau ist verzeichnet im Plan des Geometers. Kein Geheimnis vermochte der Berg vor ihm zu retten, unweigerlich, Schritt für Schritt dringt er vor, Schleier um Schleier zieht er mit kühler, forschender Hand vom unergründeten Dunkel der unentweihten Erde. Kein Hindernis dünkt ihm unüberwindlich, keine Schlucht zu tief und breit, um nicht eine Brücke darüber zu bauen, keine Wand zu steil, auf die nicht das Seil der Schwebebahn geführt werden könnte. Und kein Gipfel ist zu kahl, um nicht einen modernen Hotelpalast zu tragen. — Endlich steht der Berg da — bezwungen, nackt, erforscht, zugänglich jedem neugierigen Blick und Schritt.

Bezwungene Riesen — bezwungen durch die leichten scharfen Waffen menschlichen Forschergeistes. So war es und wird es immer bleiben — der Geist ist Sieger über die erdrückende Wucht der Materie — David über Goliath.

Ali.

Piccolo.

Von Cajetan Vinz.

(Schluß.)

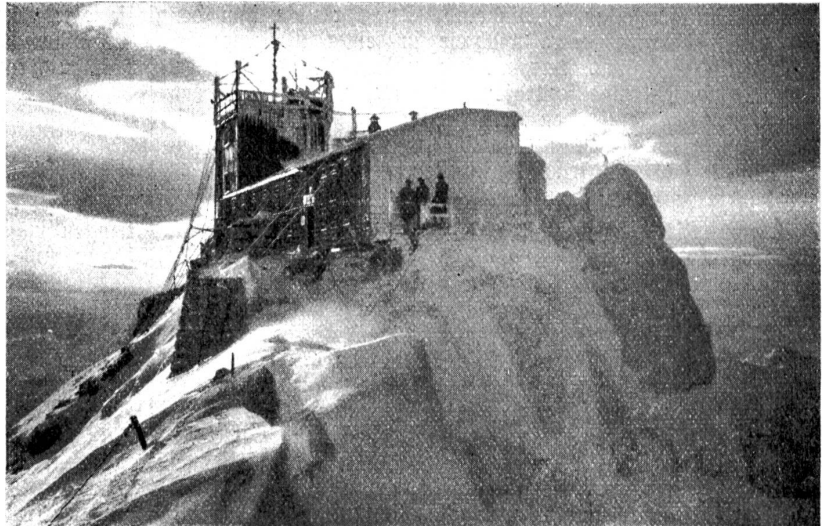
Sie zog ihn sachte wie einen Kranken vom Boden auf, da aber packte ihn der wildeste Seelenschmerz und verzweifelt schluchzend warf er sich an ihre Brust. Sie fühlte seine heiße, seine Haut, seinen fliegenden Atem und das seidene Knistern seiner Haare. „Ingeborg“, ich sterbe, wenn du mich nicht liebst“, preßte er weinend in ihren Hals hinein. Eine Weile ergab sie sich, von seiner taumelnden Glut bezaubert, mit geschlossenen Augen und willenlos seinen ungestümen Umarmungen. Dann aber wand sie sich entschieden los, stand auf und sagte mit erzwungener Härte: „Alfred, geh jetzt. Was du verlangst ist Wahnsinn und kann nie sein.“ Aber es klang nur noch wie ein Hauch, als sie schmerzlich hinzufügte: „Dort ist die Türe!“

Der Seelenwunde begriff dennoch feinhörig das Entscheidende des Wortes und schwankte hinaus. Sie aber schloß rasch hinter ihm ab. Sie seufzte tief, und während sie sich auszog, sagte sie traurig und ernst: „Gebe Gott, daß ich immer so selbstlos handle, wie ich es jetzt getan.“

Alfred stand noch vor der Türe. Mechanisch griff er in die Tasche und spürte seidenweiche Kühle. Er nahm den Beißchenstrauß, der weß geworden war, hervor und legte ihn sorgsam auf die Schwelle Ingeborgs. Dann ging er. Durch ein Fenster sprang er in den Hof hinaus. Er war weiß wie der Tod, aber der Quell seiner Tränen war verlegt.

Im Morgengraun.

Als die letzten Sterne erloschen, kam Alfred zwangsmäßig an den See. Das mochte eine traurige Wanderung gewesen sein, durch alle Straßen her und hin, ziellos und rastlos, stundenlang. Nun sah er elend aus. Etwas Nachtwandererisches machte seine Bewegungen schreckhaft, es war unheimlich, wie er ging. Im Hafen band er „das eine



Das Münchener Haus auf der Zugspitze.

Boot seines Glücks und Glends“, wie er es bitter nannte, los und ruderte mit listiger Sorgfalt, die Ruder verhalten tauchend, in die bleigraue Einsamkeit hinaus. Dünne Nebelschwaden silberten über die Flut, aber das nachttote Wasser war wie ein farbloses Grab, das der gespenstische Ruderer mit selbstquälerischer Zerstörungslust durchpflügte.

„Wir haben ein silbernes Gefesse gezogen das letzte Mal, aber die lange Nacht hat es ausgelöscht. Gott, war die Nacht lang!“ stöhnte der Bleiche. „Es hat übrigens keinen Sinn, seine Spur zu suchen, ich will kein Ufer finden“, grübelte er weiter. Ingeborg, du hast mir ins Herz hinein weh getan.“

Der kühle See brannte ihn aus. Ihn fröstelte, aber innen war er ganz vertrocknet. „Mich dürstet!“ hauchte er und erschrak, wie hohl seine Stimme über die Fläche klang. Ein Hühnervogel kreiste schreiend über ihm. „Das ist die einsamste Einsamkeit“, ging es ihm durch die Seele.

Ueber der Hasenmatt wetterleuchteten die ersten Aufzungen des Tages. Tüdische Stöße erwachenden Windes kräuselten strichweise die ruhende Flut. Am Ufer erwachten die Vögel, die erste Eisenbahn rollte donnernd den Berg entlang.

„Einmal warst du blau und freundlich, jetzt bist du wie ein totes Auge. Wie würde sich Ingeborg fürchten!“ So redete er mit dem See; aber als er ihren Namen aussprach, der seiner Seele lieblich klang, leuchtete er einen Augenblick lang lächelnd auf, um leider innerlich um so tiefer in sich einzusinken.

Und doch tat ihm das unbewußte Rudern gut, und als die Sonne strahlend auf ging und alle Welt in lauter Silber- und Goldglanz tauchte, da hellte sich auch sein gramvolles Gesichtchen auf.

„Eigentlich möchte ich baden, wie damals Ingeborg“, sagte er, und als ob von seinen Gedanken bis zur Tat nur ein Kinderschrittchen wäre, zog er sich mechanisch aus, stand eine Weile nackt und junglings schön im Bad der Morgensonne, schwang sich über den Kiel hinaus und ließ sich in das kühle Wasser gleiten.

Die Flut erfrischte ihn. Mit kräftigen Armen schwamm er in das gleißende Baden hinaus, das seine Augen blendete. Ihm war, als löse er sich auf in Licht und Kühle, eine singende Sorglosigkeit lockte ihn immer weiter vom Boote weg.

Ert als eine Wasserpflanze mit rauen Fängen nach seinen Füßen haßte, erwachte sein Körperbewußtsein wieder und ihm wurde unheimlich zu Mute. Einen Augenblick lang